Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 34 (1958-1959)

Heft: 9

Artikel: Wenn Säulen bersten : ein besinnlicher Nachtrag zu einer ungefreuten Affäre

Autor: Huber, Fortunat

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1073258

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wenn Säulen bersten

Ein besinnlicher Nachtrag zu einer ungefreuten Affäre

von **Fortunat Huber**

Die hohen Wellen, die der Prozeß eines Zürcher Kirchenpflegepräsidenten in der gesamten Öffentlichkeit geworfen hat, sind verebbt. Das Gerichtsurteil ist gefällt, der schuldig Gesprochene hat seine Strafe angetreten. Damit scheint mir der richtige Zeitpunkt da, um, zwar gewiß nicht auf den Fall, wohl aber auf die Bewegung zurückzukommen, die dieser ausgelöst hat.

Es wird niemand erstaunen, daß es unvergleichlich mehr Aufsehen erregt, wenn ein Vertrauensmann der Kirche sich an einer gemeinnützigen Bibelausgabe unrechtmäßig be-

reichert und dazu noch in einer andern treuhänderischen Funktion Betrügereien begeht, als wenn die gleichen Vergehen von einem Manne begangen werden, der keine öffentlichen Ämter bekleidet. So wie es bekanntlich keine Sensation bedeutet, wenn ein Reporter von einem Hund gebissen wird, wohl aber, wenn ein Reporter einen Hund beißt.

Nicht nur bei Männern der Kirche, auch bei politisch hervortretenden Persönlichkeiten, werden Vergehen viel strenger beurteilt als bei Leuten, die sich nur ihren eigenen Geschäften widmen. Es wird von ihnen erwartet, daß sie, weil sie ihre Stellung dem Vertrauen der Mitbürger verdanken, wirklich dem Gemeinwohl dienen und nicht zum Schaden der Allgemeinheit in ihre Tasche arbeiten. Das gleiche gilt für hohe Staatsbeamte – wir denken an die seinerzeitigen Verfehlungen eines Zolldirektors – und im höchsten Maße für Soldaten, als den Trägern der Verantwortung für die Verteidigung des Landes. Wie empfindlich hier die Öffentlichkeit ist, hat sich im Fall des Offiziers gezeigt, dem für eine von ihm in die Wege geleitete Lieferung an die Armee Provisionen gutgeschrieben wurden.

Schließlich werden diese höheren Forderungen ganz allgemein an Leute gestellt, die man zu den «Stützen der Gesellschaft» rechnet. Der Begriff hat früher eine große Rolle gespielt. Die Entlarvung der entsprechenden Schicht bildete das Hauptthema einer Literaturgattung um die Jahrhundertwende. Heute ist der Begriff leicht angegraut. Daß er aber immer noch Geltung hat, zeigte sich anläßlich des Call-Girl-Prozesses. In der Presseberichterstattung aller politischen Schattierungen wurde es als besonders beschämend beurteilt, daß sich unter den Besuchern der käuflichen Frauen Direktoren, Professoren, Obersten und Advokaten befanden, obschon sich diese ebensowenig gegen einen Gesetzesparagraphen vergangen haben wie alle andern, nicht zu den «Stützen der Gesellschaft» gezählten, Klienten von Prostituierten.

Was ist von dieser Einstellung zu halten?

Es war während des Ersten Weltkrieges. Ich stand – damals ein blutjunger Theologiestudent – in meinem ersten Aktivdienst irgendwo im Kanton Baselland. Meine Kameraden und ich waren mit «innerem Dienst» beschäftigt; ich reinigte am Dorfbrunnen die Marschschuhe. Unvermittelt sah ich mich dem haßglühenden Gesicht eines von mir bisher kaum beachteten Kameraden gegenüber. Es blieb mir keine Zeit darüber zu grübeln, womit ich seinen Zorn erregt hatte. Er schrie die Worte heraus: «Du bist auch kein Engel» und versetzte mir die erste Ohrfeige meines Lebens.

Ich war fassungslos. Was sollte ich tun? Zwei Regungen stritten sich in mir, während mich die Hitze der getroffenen Gesichtshälfte brannte. Die eine Regung war: Zurückschlagen! Aber da ich, wenn auch erst seit einem Semester, Theologie studierte, drängte sich mir gleichzeitig der Bibelspruch auf: «Wenn dich einer auf die rechte Wange schlägt, so halte auch die linke hin.» Ich empfand diesen Einfall als närrisch anmaßend und musterte verwirrt mein Gegenüber. Mit Genugtuung stellte ich fest, «er ist kleiner als ich, und von eher schwächlicher Postur». Es kam zu keinem Entschluß, denn nun hatte ich, wie in einer plötzlichen Erleuchtung den Anlaß des unerwarteten Angriffs begriffen.

Mein Erstaunen war maßlos. Der Schläger mußte wissen, daß ich Theologie studierte und hatte sich – da wir noch nie in eine nähere Beziehung gekommen waren, schloß sich jede andere Erklärung aus – an mir als Vertreter der «Pfaffen» gerächt, von denen er annahm, daß sie sich für besser als andere Leute hielten. Eine Annahme, für die bei mir jeder Boden fehlte, weil ich mir, mit Grund, keineswegs als ein Muster an Tugend oder Heiligkeit vorkommen konnte.

Der Vorfall war von niemandem beobachtet worden. Keiner der zwei Beteiligten ist darauf zurückgekommen. Aber mir hat das kleine Erlebnis seiner Zeit viel zu denken gegeben: Ich hatte das erste Mal, an einem allerdings etwas ausgefallenen Beispiel das Haßgefühl und das Mißtrauen kennen gelernt, das Menschen gegen Artgenossen eines Standes fühlen können, an den besonders hohe Anforderungen gestellt werden.

Zweifellos war das Seelenleben meines Kameraden, zum mindesten im Zeitpunkt seines Angriffes, leicht gestört. Er verriet neurotische Züge, aber Neurotiker können weder etwas fühlen noch etwas tun, das nicht auch durchschnittliche Menschen spurenweise ähnlich

empfinden, wenngleich sie ihren Gefühlen beherrschter und vorsichtiger Ausdruck geben.

Die Belege dafür liegen auf der Hand. Die Beamten jeder Kategorie entlang der ganzen Stufenleiter, sind eine beliebte Zielscheibe des Spottes. Ärzte mit ihrer Heilkunst sind seit dem grauen Altertum bis zur Gegenwart Gegenstand respektloser Anekdoten.

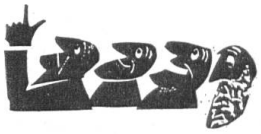
Da sind ferner die Oberstenwitze. Sie waren bis zum Zweiten Weltkrieg auch bei uns sehr beliebt. Es ging dabei immer um leicht vertrottelte alte Herren, deren äußere Würde zu ihrer Beschränktheit im krassen Widerspruch stand. In englischen Zeitungen gehörte ein solcher Colonel zu den ständigen Figuren der humoristischen Zeichnungen. Diese Spässe sind zur Zeit aus der Mode gekommen. Vielleicht hängt das mit der Technisierung des Militärhandwerks und der Tatsache zusammen, daß heute der Krieg selbst für Generäle gefährlich geworden ist. Die Verulkung der weltfremden Gelehrten, die früher die Spalten humoristischer Blätter füllten, sind verschwunden. Wohl weil sich inzwischen erwiesen hat, wie selbst scheinbar so abstrakte Wissenschaften wie die Physik, die Wirklichkeit beeinflussen können.

Auch die Witze über Geistliche sind bei uns seltener geworden, aber die zwiespältige Haltung den Vertretern dieses Standes gegenüber zeigt sich darin, daß die allermeisten Leute ihnen sehr gehemmt begegnen. Man ersorgt den Gang zum Pfarrer, wenn es eine Hochzeit oder eine Taufe zu besprechen gibt. Erscheint in einer Gesellschaft ein Pfarrer, verändert sich das Gehaben der Gäste. Die Gesprächsstoffe sind sofort eingeschränkt, der Ton der Unterhaltung und der verwendete Wortschatz wechselt. Eine eigentümliche Mischung von Mißtrauen und Ehrerbietung verhindert sogar regelmäßige Kirchgänger, einen Pfarrer als Mitmenschen zu behandeln. Das erschwert ihm, selbst wenn er durch sein eigenes Verhalten dazu keinerlei Veranlassung gibt, die Aufnahme fruchtbarer Beziehungen außerhalb seines Kollegenkreises. Ein vielbenutzter Ausweg ist – auf beiden Seiten – ein künstlich scherzhafter Ton.

Geblieben sind die Späße, die Lehrer ständig über sich ergehen lassen müssen: die Erkundigung, ob sie gerade Ferien hätten, oder die Scherzfrage nach dem Unterschied zwischen dem lieben Gott und einem Lehrer, deren Antwort bekanntlich lautet: Gott weiß alles und der Lehrer alles besser.

Woher kommt das offenbar große und allgemein empfundene Bedürfnis, sich gerade über Pfarrer, Obersten, Ärzte, Lehrer und staatliche Funktionäre lustig zu machen? Sie alle sind Respektspersonen. Man schuldet ihnen auf Grund ihres Amtes Verehrung, oder doch Gehorsam und ist ihnen zu Zeiten auf Gnade und Ungnade ausgeliefert, ohne sich auf gleicher Ebene gegen sie wehren zu können. Es kommt ihnen etwas von der Stellung zu, die Eltern den Kindern gegenüber inne haben.

Auch Väter und Mütter, die sich weder als Götter fühlen noch als solche gebärden, können ihre Kinder nicht verhindern, sie zunächst als allmächtige und unfehlbare Wesen zu betrachten. Ebenso unvermeidlich ist die früher oder später, plötzlich oder allmählich eintretende Erkenntnis der Kinder, daß die Eltern weder allmächtig noch unfehlbar sind. Diese Ent-Täuschung ist tief und schmerzlich. So tief und schmerzlich wie wenige Enttäuschungen des spätern Lebens sind. Es ist die Erschütterung des kindlichen Glaubens an die Vertreter der höchsten Autorität. Sie wirkt sich auf alle Autoritäten aus, seien es nun Lehrer, Pfarrer, Kirchenpfleger, militärische Führer, Ärzte oder Staatsbeamte, kurz, auf die Vertreter sämtlicher Stände, die kraft ihrer Stellung ein besonderes Vertrauen beanspruchen und beanspruchen müssen.



Wir kennen die Mitbürger, die sich bis ins hohe Greisenalter nie von dem Schock ihrer Ur-Enttäuschung erholen. Es sind jene Menschen, die in jedem Pfarrer und Kirchenpfleger, ja in jedem Kirchengänger einen Heuchler, in jedem Lehrer einen eingebildeten Besserwisser, in jedem Offizier einen sadistischen Aufschneider, in jedem Arzt einen Scharlatan, in jedem Politiker einen geltungssüchtigen Geschäftemacher und in jedem Vertreter der Staatsgewalt, vom Steuersekretär über den Polizisten zum Tramführer, einen schikanösen

Despoten sehen. Ihnen ist, wenn sie ein bestimmtes Alter überschritten haben, nicht mehr zu helfen. Es sind die hoffnungslosen Fälle.

Viel zahlreicher sind die andern – wir gehören mehr oder weniger alle dazu – welche die Überwindung ihres Kinderglaubens an menschliche Autoritäten zwar nicht hindert ihnen auf Zusehen hin Vertrauen vorzuschießen, die aber, wenn es sich als ungerechtfertigt erweist (und sie nicht gerade selbst zu den unmittelbar Geschädigten gehören, was jede Zweideutigkeit der Gefühle ausschließt) doch jedesmal neben Empörung auch noch so etwas wie Schadenfreude empfinden.

Diese Schadenfreude hat zwei Wurzeln. Einerseits ist das Versagen von Würdenträgern eine Rechtfertigung für unser dumpfes Mißtrauen Autoritätspersonen gegenüber, anderseits erlaubt es uns über jene zu lachen, die wieder einmal Opfer ihres kindlichen Autoritätsglaubens geworden sind. Die Bloßstellung von «Größen, die keine sind», muß für die Menschen besonders lustvoll sein, die sich nur mühsam von ihrem ursprünglichen Autoritätsglauben gelöst haben und ständig Gefahr laufen, ihm von neuem zu erliegen. Es sind also durchaus nicht nur jene Leute, die ihrer Natur nach «lieben das Strahlende zu schwärzen», und die jede Bestätigung dafür, daß es überall «menschelt», ganz besonders bei denen, die mehr öffentliche Beachtung finden als sie selbst, mit boshafter Genugtuung erfüllt. Ganz im Gegenteil.

Aber auch die Empörung beim Stolpern von kirchlichen, politischen und andern Säulen der Gesellschaft, ist nicht ausschließlich sachlich begründet. Es schwingt in ihr ein Groll des enttäuschten Kinderglaubens an menschliche Autoritäten mit. Eine Gefühlsregung, die sich eigentlich für Erwachsene nicht mehr schickt. Man sollte die Tatsache, daß auch Respektspersonen jeder Art unter Umständen versagen können, wie andere unangenehme Wirklichkeitsverhalte, von einem bestimmten Alter an ein für allemal zur Kenntnis genommen haben. Aber das Sich-Abfinden mit den Anfälligkeiten der menschlichen Natur ist offenbar keine leichte Sache, obschon jedem reichlich Gelegenheit geboten ist, diese durch ernüchternde Erfahrungen an der eigenen Person festzustellen.

Das ist die eine Seite, die wir durchschauen müssen, wenn wir das Aufsehen verstehen wollen, das ein Versagen von Mitbürgern an besonderen Vertrauensposten erregt.

Es gibt eine andere Seite: Die teilweise trüben Quellen der Empörung, die bei solchen Anlässen ausbrechen, ändern nichts an ihrer Berechtigung. Wenn und wo Vorkommnisse dieser Art aufhören, die Gemüter ernstlich aufzuwühlen und nur noch als Sensation, als erwünschte Abwechslung im langweiligen Alltag wirken, steht es schlecht um ein Staatswesen und eine Gesellschaft.

Es ist weder nötig noch angebracht, von Männern in öffentlichen Stellen Unfehlbarkeit zu erwarten. Aber keine, wie auch immer geartete Regierung, kommt ohne das Vertrauen der Regierten aus. Fehlt diese Grundlage, so ist Korruption oben und unten die unausweichliche Folge.

Das Gleiche gilt für die Kirche. Nur Querulanten ziehen die Grenzen zu eng, nur Kindsköpfe stellen an Kirchenräte, Synodalen, Pfarrherren und Kirchenpfleger Anforderungen, die vielleicht Engel, aber sicher keine Menschen erfüllen können. Bloß Sinnverwirrte und bewußte Schädlinge machen für Verfehlungen Einzelner die Institution verantwortlich. Aber es wäre um die Kirche schlecht bestellt, wenn offene Mißbräuche gleichgültig hingenommen würden. Auch die Kirche lebt, soweit sie eine menschliche Einrichtung ist, von dem Vertrauen derer, die ihr angehören.

Vertrauen ist die unentbehrliche Voraussetzung für den Bestand jeder Gemeinschaft. Wer Enttäuschungen an andern und vor allem an sich selbst, zum Vorwand nimmt, um überall nur Gewinnsucht, nur Geltungstrieb und Heuchelei zu wittern, ist ein Totengräber am Staat und an jeder Gemeinschaft. Reißt eine solche Einstellung ein, stellen sich schließlich mehr und mehr wirklich nur noch Leute für öffentliche Ämter zur Verfügung, die dieser Einschätzung entsprechen. Üble Erwartungen, die als unabänderlich hingenommen werden, haben, wenn sie tief genug wurzeln, das Unheimliche an sich, in Erfüllung zu gehen.

Ein wohl abgemessener Vorschuß an Vertrauen gehört zu den Einsätzen, die wir der Gemeinschaft schuldig sind.